

Stiftungsgründerin Sonja Dinner leitet mit The DEAR Foundation eine der grossen Privatvergabestiftungen in der Schweiz und blickt im Gespräch auf das Stiftungsland Schweiz und das langjährige und vielseitige Engagement unter anderem in Israel

Fair verteilen ist eine **Illusion**

INTERVIEW YVES KUGELMANN

tachles: Die Wohltätigkeit wurde in den letzten Jahren stark professionalisiert. Wie steht es diesbezüglich im Stiftungsland Schweiz?

Sonja Dinner: Das hängt von der Zielsetzung ab, und es gibt sehr unterschiedliche Modelle. Die einen geben und setzen sich ein Denkmal. Andere sind vermögende Menschen, die anonym bleiben wollen. Und dann gibt es das Prinzip von Bill Gates, in dessen «Pledge» in den USA 100 Milliardäre zugesagt haben, mindestens 50 Prozent ihres Vermögens zu Lebzeiten zu spenden. Diese drei Zweige haben zur Gewinnung von Erkenntnissen geführt, was aus Stiftungen werden kann; man hat professionalisiert und versucht, messbare Kriterien einzuführen. Aber punkto Professionalisierung sind wir gerade im Vergleich mit der Wirtschaft, beispielsweise der technischen Industrie, noch lange nicht dort, wo wir sein sollten. Von den rund 13 000 Stiftungen in der Schweiz werden viele noch recht hemdsärmelig geführt – sie wollen zwar viel Gutes tun, betreiben dies aber nicht wirklich professionell.

Wie wichtig ist es für die Gründung einer Stiftung, dass diese in der Schweiz steuerbefreit ist?

Das spielt sicher eine grosse Rolle, aber einer der aktuellen grossen Treiber ist auch die Zins-situation. Wobei gerade bei Familienstiftungen zumeist nicht die ganze Familie über die Gründung entscheidet, sondern die Gründerväter oder Familienoberhäupter, sprich die ältere Generation. Dies geschieht meistens nicht in Absprache mit den Nachkommen, die oft andere Zielsetzungen hätten oder das Geld einem anderen philanthropischen Sinn zuführen würden.

Ab wann macht es bei der Regelung des Nachlasses denn überhaupt Sinn, eine Stiftung zu gründen?

Angesichts der Sockelkosten sollte man mit beispielsweise 200 000 Franken keine Stiftung errichten – da sucht man sich besser eine solide bestehende Stiftung, die Inhalte verfolgt, bei denen man sich engagieren möchte. Man kann mit einem solchen Betrag sicher schon viel Gutes tun und etwas bewegen, aber eben besser ohne die Gründungskosten.

Sie haben vor 14 Jahren zusammen mit einem jüdisch-christlichen Ehepaar The DEAR Foundation gegründet. Sinnvoll zu spenden ist ja nicht leicht – wie haben Sie das richtige Konzept finden können?

Es ist wirklich nicht einfach. In erster Linie sollte man etwas unterstützen, das einem am Herzen liegt und zu dem man einen Bezug hat. Der Bezug zur Sache ist umso wichtiger, wenn es mit den Projekten einmal nicht gut läuft; ohne ihn hält man in einem solchen Moment gar nicht durch. Ganz wichtig ist auch die Kontinuität; die eingesetzten Gelder sollen doch nachhaltig wirken und nicht verpuffen.

Ihre Stiftung begleitet Projekte vor Ort. Es wird also nicht einfach Geld gegeben, sondern die Projekte werden kontrolliert und geführt.

Richtig. Wobei die Projektverantwortlichen immer lokale Mitarbeitende sind. Wir haben als Schweizer ja nicht das Recht, den Beduinen im Negev zu erklären, was sie wie zu tun haben. Bei der Nachhaltigkeit besteht im Übrigen immer die Frage, wie man sie messen soll.

Projekte Engagement in Israel und Nahost

«The DEAR Foundation» (TDF) engagiert sich weltweit mit den Schwerpunktthemen Bildung, Gesundheit, Frauen und Kinder. Eine Schwerpunktregion ist unter anderem Israel. In Afula unterstützt die Stiftung das EMEK Medical Center. Über die Gesundheitsversorgung hinaus engagiert sich das Zentrum auch stark für den interkulturellen und interreligiösen Dialog. In Jerusalem fördert die TDF mehrere Projekte. Darunter fällt die gemeinnützige Organisation Bishvilaych die sich auf die medizinische Versorgung und Gesundheitsförderung ultraorthodoxer Charedi-Frauen konzentriert oder die Hand-in-Hand-Schule in Kooperation mit der Jerusalem Foundation. Die Schule setzt sich mittels gemischter Schulklassen (Kindergarten bis High-School) für den interreligiösen Dialog zwischen jüdischen und arabischen Kindern ein. Gemeinsam mit der Beita Women Development Society engagiert sich TDF für Brustkrebsprävention in abgelegenen Dörfern und Beduinengemeinschaften Palästinas, welche zuvor durch bisherige Prä-

ventionsmassnahmen nicht erreicht werden konnten. Auch in der Schweiz ist die Stiftung aktiv. Zusammen mit der Krebsliga beider Basel lancierte die Stiftung eine Sensibilisierungskampagne, die das Thema «Früherkennung» mithilfe eines Basler «Drämmli» in die Öffentlichkeit trägt. Das Tram wird während der nächsten drei Jahre durchgehend

in Basel verkehren und auf das Herzstück der Kampagne aufmerksam machen: die «DearMamma-App», die Menschen weltweit unterstützt, Brustkrebs frühzeitig zu erkennen und vor allem auch in Schwellenländern die Frühdiagnose von Brustkrebs ermöglichen soll. TA
www.dearfoundation.ch



Das Ärzteteam von EMEK in Afula.



Brustkrebsprävention in Nablus.



Sonja Dinner mit einer Schulklasse der Hand-in-Hand-Schule in Jerusalem.

Der heutige Anspruch ist, dass solche Projekte flügge werden, selbständig weiterleben können und nicht von jemand anderem abhängig werden. Irgendwann müssen sie selbst laufen lernen, ganz egal, worum es beim Projekt geht; das Ziel ist, den Leuten innerhalb ihres Lebensumfelds in die absolute Unabhängigkeit zu verhelfen.

Wie kann man spenden und etwas aufziehen, ohne zu kolonialisieren und andere zu dominieren? Zumindest in der ersten Zeit wird doch immer eine Abhängigkeit bestehen.

Es hat ein Wandel stattgefunden. Früher streichelte man den Empfängern noch sanft über den Kopf und sagte ihnen, dass sie jetzt Geld für ein neues Wassersystem erhalten. Heute, meine ich zumindest, muss man diesen Leuten auf Augenhöhe begegnen, aber auch Leistung und Eigenverantwortung einfordern.

Helfen also nicht nur für das eigene Gewissen, sondern als Teil moderner Förderung?

Ja, absolut. Man muss die Dinge von Anfang an klarstellen: Wir helfen euch mit diesem und jenem, wir helfen euch auf die Füße. Aber nachher müsst ihr selbst übernehmen, und ihr müsst lernen, Erträge gemäss der Art des Projekts zu erwirtschaften. Wobei das Zentrum von allem aber sowieso die Bildung ist. Sie ist der Schlüssel auch zur Unabhängigkeit der Menschen, die zu Beginn des Projekts profitieren.

Wie entscheidet man bei sehr gross dimensionierten Projekten, ob diese nun eine Staats-

aufgabe sind oder ob man sich als Stiftung engagiert?

Wir haben dazu eine klare Haltung: Es gibt nichts für nichts. Wo auch immer, es ist für den Staat natürlich extrem bequem, sich zurückzulehnen und zufrieden zu sein, wenn viel Geld kommt. Israel ist dazu ein spezielles Beispiel. Es gibt kein zweites Land auf diesem Planeten, das von einer ganzen Gemein- und Geberschaft weltweit dermassen unterstützt wird. Aber damit wir uns engagieren, auch in Israel, muss sich der Staat immer in irgendeiner Form beteiligen. Und wenn der Staat dies nicht tut, dann sind es oft übergangsmässig zivile Bewegungen, die stellvertretend für ihn agieren.

Zum Beispiel?

Wir haben in Monrovia, Liberia, eine Schule gegründet, die 380 armutsbetroffenen Kindern die Chance auf Bildung gibt, die sie sonst nie hätten. Derzeit verhandeln wir mit dem Staat, einen Teil der Kosten zu übernehmen. Und damit diese Bildung auch als Wert verstanden wird, verlangen wir für den Unterricht ein Schulgeld. Familien, die dieses nicht entrichten können, müssen es in Naturalien aufbringen. Dabei geht es auch um die Würde, darum, dass die Menschen nicht Almosenempfänger sind, sondern Stolz entwickeln können.

Spenden hat viel mit Ethik zu tun, oft sind harte Entscheidungen nötig. Wie geht man mit der ethischen Seite von Zu- und Absagen für Projekte um?

«Es gibt nichts für nichts. Es ist für den Staat natürlich extrem bequem, sich zurückzulehnen und zufrieden zu sein, wenn viel Geld kommt.»

Ja, absolut. Und oft stellen sich ganz schwierige Fragen. Geld zu verteilen ist mindestens so schwierig wie es zu sammeln. Tatsache ist: Fair verteilen kann man sowieso nicht, das ist eine Illusion.

Welchen ethischen Grundsatz wenden Sie an, um nicht willkürlich zu werden?

Wir wenden verschiedene Kriterien an. Nebst dem effektiven Bedarf, dem Einfordern von Eigenleistungen der Empfänger ist stets ein Thema, zu schauen, wie die Aussicht ist, dass die Betreffenden das Projekt wirklich zum Erfolg führen können. Unsere Bildungsprojekte beispielsweise sind sehr niederschwellig, weil wir wollen, dass jedes Mädchen und jeder Bub mindestens lesen und schreiben kann. Aber wir schauen darauf, bildungswillige Gruppierungen anzusprechen. Es gibt ungebildete, aber auch bildungsfeindlich eingestellte Menschen. Demgemäss wenden wir uns in erster Linie an jene, die Bildung wollen. Dazu ist etwa in Israel «Deradikalisierung» ein Thema. Auch da müssen wir ganz klar den Massstab ansetzen und sagen, dass wir das nur bei jenen erreichen können, die ein Mindestmass an gutem Willen haben. Bei anderen sind wir chancenlos.

Sie haben immer wieder die staatliche Entwicklungshilfe der Schweiz kritisiert. Was machen die schlechter als Sie?

Wir sind der Auffassung, dass man mit der stark wachsenden Komplexität der Fragen politischer, umweltbezogener und anderer Art eigentlich die staatliche Entwicklungshilfe völlig von der Politik abtrennen müsste. Das kann heissen: privatisieren oder anders strukturieren. Denn Entwicklungshilfe darf kein Mittel für irgendwelche Tauschgeschäfte sein, wenn ein Bundesrat irgendwo in Afrika unterwegs ist – im Stil von: Wenn ihr uns den Staudamm zahlt, machen wir ein Rücknahmeabkommen.

Die heutige Entwicklungshilfe ist also ein erweitertes Wirtschaftsinstrument.

Wenn man ganz ehrlich ist: Auf dem politischen Parkett macht eigentlich niemand etwas selbstlos – alles andere wäre Selbstbetrug. Die Mittel sollten unabhängig von der Politik eingesetzt werden, etwa durch Loslösung des DEZA, welches eine schwierige Aufgabe hat, vom Staat. Vieles, was dort getan wird, verstehen die Menschen nicht, oft aber, weil sie nicht genügend darüber wissen. Zum Beispiel, dass teilweise auch Parlamentarier daran schuld →

sind, dass diese Behörde nicht mehr vernünftig arbeiten kann.

Ihre Vergabestiftung stellt sich auch als Pool für andere Spender zur Verfügung. Wie läuft das in der Schweiz?

Nicht schlecht. Wir haben immer mehr Anfragen von Unternehmern oder anderen wohlhabenden Menschen, die auch an der hoch effizienten und kostengünstigen Infrastruktur unserer Stiftung Gefallen finden.

Derzeit fährt in der Stadt Basel ein Tram auf der Linie 17 mit einer Kampagne für Brustkrebsprävention mittels einer App namens «DearMamma». Weshalb die Schweiz?

Als steuerbefreite Stiftung haben wir aus meiner Sicht eine Verpflichtung, auch im Land, das uns die Steuern erlässt, etwas beizutragen. Das ist nichts als fair.

Die App wurde ursprünglich für Frauen in medizinisch unterversorgten Ländern entwickelt. Was hat zum Entscheid geführt, sie nun auch in «entwickelten» Ländern einzusetzen?

Die Feststellung dahinter ist, dass auch in der reichen Welt zu viele Frauen an Brustkrebs sterben, Tendenz zunehmend. In der armen Welt sterben sie, weil sie nicht wissen, was Brustkrebs ist, in der reichen, weil sie meinen, sie seien sicher, wenn sie von Zeit zu Zeit zum Frauenarzt gehen. Von den drei bis vier Frauen, die statistisch belegt in der Schweiz täglich an Brustkrebs sterben, würde eine zwar so oder so nicht überleben, weil ihr Krebs zu aggressiv ist. Aber zwei oder drei könnte man retten, und das wollen wir ansprechen – komplementär zum Besuch beim Gynäkologen und all den technischen Möglichkeiten. Beim methodischen eigenen Abtasten der Brust, wie es die App genau erklärt, könnten viele Tumore rechtzeitig entdeckt werden.

Sie engagieren sich mit grossen Projekten in Israel. Was sind dabei die wichtigsten Grundsätze?

Wir versuchen konstruktiv zu sein. Israel ist einerseits ein Hightech-Land und in vielem führend, aber Realität ist auch, dass ein grosser Teil des Landes zurückgelassen wird. Es wird gerne vergessen, dass 1,5 Millionen Israeli christliche und muslimische Araber sind, die viel weniger Bildungsmöglichkeiten haben. Wir arbeiten ganz stark an allem, was den Frieden zwischen den Religionszugehörigkeiten fördern kann und vor allem de-radikalisiert. So hat etwa auch das DearMamma Breast Care Center in Afula, das demnächst eingeweiht wird, nicht nur eine medizinische Funktion, sondern auch einen Friedensauftrag. Sowohl Personal wie Patientinnen werden je rund 50 Prozent ausmachen, und – so traurig es ist, dass es dies braucht – die gleiche Krankheit zu haben verbindet Frauen und auch Männer über ethnische und religiöse Grenzen hinaus miteinander.

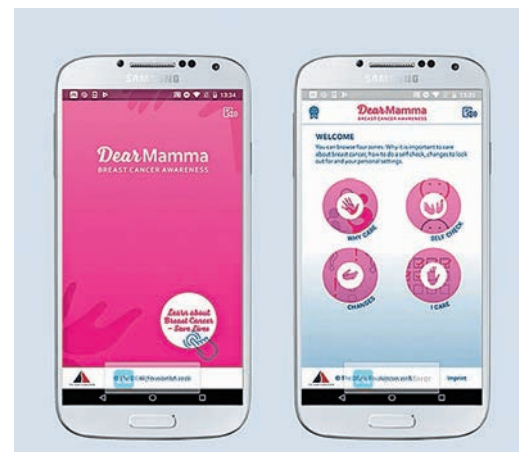
Nothilfe ist jeweils ein grosses Thema: Wie stehen Sie zur raschen kurzfristigen Linderung von Not?

Das wäre sehr bequem, aber nicht nachhaltig. Ich würde eher schauen, warum der Mensch hungert, und ihn in ein Programm zu setzen versuchen, wo er etwas lernt, mit dem er sich ernähren kann. Man muss die Menschen befähigen, und es ist nicht immer gescheit, das zu tun, was das Herz einem spontan vorgibt.

Ist nach Ihren Feststellungen das Spenden, das Helfen eine in allen Zivilisationen gleich verankerte kulturelle Ausprägung?

Nein, Philanthropie ist nicht überall verankert. In Russland beispielsweise ist das etwas ganz Neues, und auch in anderen Ländern ist es, im Gegensatz zur Schweiz und zu Deutschland, nicht stark ausgeprägt. Aber es gibt eine Entwicklung hin zu dieser Kultur, die auch davon mitgetragen wird, dass es auf der Welt noch nie so viel Geld gab wie heute.

Über alle weltweiten Grenzen und Kulturen hinweg: Haben Sie bei Ihrer Arbeit auch gemeinsame Nenner gesehen?



Brustkrebsprävention per App.

Die elementarsten Grundbedürfnisse aller Menschen sind doch überall die gleichen, auch wenn sie sich verschieden äussern können. Und die Fratze der ganz fundamentalen Armut ist ebenfalls auf der ganzen Welt dieselbe. Mit diesen gemeinsamen Nennern lassen sich gewisse Erkenntnisse aus Projekten sehr gut auf andere Gegenden übertragen, auch wenn man natürlich auf die kulturellen und religiösen Eigenheiten immer Rücksicht nehmen muss.

Und wie kann man eine solche Übertragung machen, ohne dass die Projekte als «westlich aufgedrängt» betrachtet werden?

Das ist eine heikle Frage. Ich glaube, dass zu starke Eingriffe in verschiedenste Kulturen immer problematisch sind, zumal die Einwirkung an einer ganz bestimmten Stelle ein ganzes System verändern kann. Wir versuchen deshalb, auf der Metaebene Ausbildung zu bieten, und die Leute können dann selber entscheiden, was sie daraus machen. Interessant ist, dass Frauen tendenziell sehr viel mehr daraus machen als Männer. Eine Ausnahme machen wir bei der Beschneidung von Mädchen, die in vielen Kulturen sehr stark verankert ist. Dort ist uns die Unversehrtheit des Kindes wichtiger und steht über allem, genauso wie die Menschenrechte insgesamt. ●

Wenn nicht wir, WER DANN?



Wenn nicht jetzt, WANN DANN?



Seit 100 Jahren unterstützt der Keren Hajessod die Menschen in Israel.

Zu viele Holocaust-Überlebende leben unter der Armutsgrenze.

Das Projekt Amigour hilft – Ihre Spende ermöglicht einen sorglosen Lebensabend in Würde. **Vielen Dank!**

KEREN HAJESSOD SCHWEIZ
PC-Konto 80-30297-4 | IBAN CH29 0900 0000 8003 0297 4
info@kerenhajessod.ch | www.kerenhajessod.ch